

CUTOUT 1

„Wo“, fragte J., als er noch ein kleinen Bub war, seinen Stiefvater, den er Onkel nannte, – den wirklichen Vater hatten die Zeiten verschluckt – „wo ist das Ende der Welt?“

Der Onkel deutete auf die Kriegsrüinen, auf die Risse in den Wänden den Häuser.

„Das Ende der Welt, mein Lieber, das war genau hier, einige Jahre bevor du zur Welt kamst.“

„Und wo ist es jetzt?“, fragte der Junge weiter.

„Was weiß ich“, entgegnete der Onkel, „stell nicht so blöde Fragen.“

„Ich glaube“, sagte der Junge und kletterte auf die breiten Schultern des Mannes, „ich glaube, am Ende der Welt ist alles ganz anders.“

Ein bisschen „Hoppe hoppe Reiter“ wollte er dann noch spielen auf den Schultern des Onkels, der seine Krücken fallen gelassen hatte und am Boden herumkroch. Eine Kinderlähmung behinderte den Onkel. Kurz nach Kriegsende hatte sie ihn befallen und das Leben schien ihm verpfuscht.

„Nimm lieber den Schraubenzieher und hilf mir die Schraube am Küchentopf festzumachen“, befahl verständnislos der Onkel und hob drohend seine schwere Hand. Aber bevor er ihn schlagen konnte, rutschte J. rasch von seinem Rücken und rannte davon.

In den Garten lief J., wo sich hinter dichtem Gestrüpp verborgen, ein Erdhügel erhob, den niemand sonst betrat.

Unter das Laubdach kauerte sich der Bub und verlor sich im Anblick des Himmels.

Dicht davor war ein Drahtzaun gespannt. Und dahinter, am Nachbargrund, auf einem kleinen Feld, spielten junge Männer Fußball. Durch die Maschen des Zauns sah J. begeistert zu. Die Spieler feuerten sich gegenseitig an und

wenn ein Tor fiel, umarmten sie sich. Und auch J. jubelte in seinem Versteck.

Herum aber waren die Häuser verwundet und grau. Durch blinde Fenster blickten sie auf die Welt.

Über sich hörte J. das freche Lachen der Spatzen, spürte den leisen Wind und roch die Gräser. Es war Frühling und J. war glücklich. Niemand konnte ihn in seinem Versteck entdecken. Die Zeit begann sich zu dehnen – und alles erschien ihm wie im Traum.

Erst viel später aber reiste er, ein junger Mann geworden ans Meer, um das Ende der Welt zu finden. Er entdeckte es am Horizont, der sich stets im gleichen Maße entfernte, in dem er ihm näherkam.

CUTOUT 2

Da war eine Plakatwand. Ein junges Mädchen mit braunen Augen war darauf abgebildet. Ihre Haare waren zu kleinen Zöpfen gebunden, und der Mittelscheitel ließ einen zarten Streifen blasser Haut frei. Verschämt hinter einer Hand hielt sie ihren Mund versteckt. Mit der anderen umklammerte sie eine Zahncremetube.

Täglich freute sich J. auf das Bild des Mädchens, das ihm von der Plakatwand her einen ängstlichen Blick zuwarf. Sechs Jahre war er alt, und das Herz schlug ihm. Eines Tages, so stellte er sich vor, würde er bereit sein, das Mädchen zu umarmen.

Am liebsten, als er noch ziemlich klein war, an violetten Sommerabenden, betrat J. die Terrasse der Wohnung, – immer mit einem Butterbrot und einem frischen Apfel in der Hand. In den Bäumen sangen die Amseln und sie verstummten erst, als bereits die ersten Sterne vom Himmel strahlten.

Da entstand in dem Jungen der Gedanke, dass er selbst aus lauter Sternen bestehen könnte.

„Vielleicht auch sind diese Sternenhaufen nur der Daumnagel eines viel größeren Wesens. Und dieses größere Wesen wiederum ist nur ein winziger Bestandteil eines noch viel Größeren“, überlegte er, „und vielleicht geht es auch immer so weiter ...“

Aber es war niemand da, dem er dies mitteilen hätte können, also behielt er es bei sich und wusste sich mit diesem, seinem ersten Geheimnis, einverstanden.

CUTOUT 3

Als J. ins Gymnasium ging und sich täglich fürchten musste, den Anforderungen nicht zu genügen, bekam er eine Gitarre geschenkt. Und da er vis-à-vis auf der anderen Straßenseite ein Mädchen wusste, das jeden Tag nach der Schule aus dem offenen Fenster über die Straße nach ihm schaute, nahm er seine Gitarre, und weil er schön singen konnte, sang er voller Sehnsucht aus seinem Fenster – jeden Nachmittag im Frühling und manchmal auch im Sommer „Yesterday“ und „All my loving“ von den Beatles.

Angesprochen hat er das Mädchen nie, sie haben sich nie kennengelernt.

MILITÄR

Jeder junger Mann, der sein achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte, musste zur Musterung. Den Ersatzdienst oder Zivildienst gab es noch nicht, und auf dem Weg zum „ordentlichen Staatsbürger“ war der Militärdienst nicht zu umgehen. Die Untauglichkeit wurde nur wenigen gewährt, und für den weiteren Lebenslauf bedeutete der Bescheid der Untauglichkeit in vielen Fällen sogar eine veritable Behinderung: Zum Beispiel war im Falle einer durch den Militärarzt festgestellten sogenannten psychischen Behinderung ein Studienverbot vorgesehen. Und eine „psychische Behinderung“ war rasch festgestellt, diente als diagnostischer Vorwand für die Militärs, um diejenigen, die nicht gewillt waren den Militärdienst anzutreten, zu bestrafen.

Jedenfalls wurde mit solchen Maßnahmen gedroht.

In diesem Jahr, als J. die Einberufung bevorstand, fand die Musterung der angehenden Rekruten im Festsaal einer Schule statt. Er wurde zu dem Zweck mit Fahnen geschmückt.

J. war an diesem Tag wie schon sehr oft in den Wochen zuvor wieder nicht zum Vormittagsunterricht in seinem Gymnasium erschienen.

*

J. DURCHSTREIFT DIE NACHT, VERWEIGERT
DIE SCHULE, ERLEBT EINE ORGIE IN SEINER WOHNUNG
UND SCHLÄFT DAS ERSTE MAL MIT EINER FRAU

Es war die Zeit, in der J. manchmal das Gefühl bekam, es nicht mehr auszuhalten, ver-rückt zu werden.

Tagelang trieb er sich damals herum, irrte manchmal auch bis weit nach Mitternacht durch die Straßen, stets in einem seltsam verträumten Zustand. Und sein Weg durch

das novembertrübe Wien führte ihn immer zum Haus eines Mädchens, dass er erst unlängst, an seinem achtzehnten Geburtstag, geküsst hatte, es war sein erster Kuss gewesen. Ihr Haus betrat er dann nicht, schon gar nicht ihre Wohnung, sah nur sehnsuchtsvoll zu ihrem Fenster hinauf, ahnte sie hinter den Gardinen, blieb lange mit klopfendem Herzen stehen, bevor er, nachdem er dreimal den Häuserblock umrundet hatte, den zweistündigen Fußmarsch zurück in seine Wohnung begann. Regennass waren die Straßen, in den Pfützen spiegelte sich das Licht der Laternen. Von Huren ließ er sich ansprechen, auf ihre Angebote ging er nicht ein, der kurze Kontakt aber vermittelte ihm das Gefühl begehrt zu sein. Trotzdem blieb ihm die Leere der Nacht. So kehrte er Stunden später in seine Wohnung zurück ...

Die Eltern des Mädchens nämlich hatten von diesem ersten Kuss in der schummrigen Diskothek erfahren, streng katholisch waren sie. Und eines Tages erhielt J. einen Brief. Im ersten Moment dachte er, sie, das Mädchen, hätte ihm geschrieben, ungeduldig riss er das Kuvert auf. Aber es waren ihre Eltern, die ihm schrieben, dass es ihm ab jetzt verboten sei, das Mädchen weiterhin zu besuchen. Erstens würde er mit diesem Unsinn seine schulischen Misserfolge nur noch vorantreiben. Und zweitens wäre sie, die Tochter, schon längst einem Unteroffizier versprochen. Dann folgte noch ein kurzer Satz, den das Mädchen in einem zarten Schriftzug hinzugefügt hatte:

Wir wollen doch unseren Eltern nicht weh tun! ...

In der Schule – er stand knapp vor der Matura – quälte man J. damit, Dinge zu erlernen, die mit ihm, seiner Sehnsucht nach Liebe und seinem Hunger nach Leben, nicht das Geringste zu tun hatten. Demnächst wartete eine Nachprüfung auf ihn, in der er seine Kenntnisse über diverse Würmer und anderes Geziefer zu beweisen hatte, fünfzig dichtbeschriebene Seiten umfasste der unsägliche Lernstoff in Naturkunde. Für keinen einzigen Begriff war Platz in seinem Kopf, er gab es auf.

In dieser Zeit wohnte er allein, denn beide Eltern mussten für längere Zeit ins Spital. Und so nahm er sich einfach die Freiheit, nicht mehr zur Schule zu gehen. Er hatte genug davon.

Er begann sich zu betrinken, schuldbeladen und voll Liebeskummer, in Vorstadtgasthäusern an langen Abenden, und lernte dabei eine neue Welt kennen. Als sich eine Rocker-Gang an seinen Tisch setzte, war er fasziniert von der Wildheit der jungen Männer in ihren schwarzen Lederjacken. Und obwohl sie ihm auch unheimlich waren, blieb er sitzen und ließ ihre Hänseleien über sich ergehen. Sie hatten Spaß daran ihn betrunken zu machen, aber im Grunde waren sie freundlich, luden ihn sogar ein der Gang beizutreten. Er würde das auch gerne tun, aber mangels eines Motorrads sei ihm das leider nicht möglich, gestand er scheu.

„Auf dich muss man aufpassen, du fällst sonst über den nächsten Randstein“, lachte ihm einer ins Gesicht. Und bot ihm den Soziusstütz seiner Harley-Davidson an.

„Steig auf, ich bring dich nach Hause“, sagte der Rocker und zog mit Genuss an seinem Glimmstengel. „Ab jetzt soll dir keiner was zuleide tun. Bist ein feiner Kerl, wir passen auf dich auf.“

Dabei strich er sich übers geölte Haar, und stieg aufs Gas. Die Harley-Davidson heulte auf, und sie legten sich schräg in die erste Kurve. Und J. wäre beinahe vom Sitz gerutscht und nach hinten gefallen, mit beiden Händen konnte er sich gerade noch an der Lederjacke des Lenkers festhalten.

J. fühlte sich geadelt. Es war ihm als gehörte er jetzt endlich einer Welt an, die mehr zu bieten hatte. Er wischte sich den Straßenstaub von der Brille und betrat sein Haus. Ganz recht war es ihm nicht, dass der Rocker nicht von seiner Seite wich. Bis hinauf in den zweiten Stock, bis zur Wohnungstür begleitete ihn der Rocker. – J. ließ es zu, was hätte er auch dagegen machen sollen.

„Das ist ja ein Palast, deine Wohnung“, sagte der Rocker, „da wollen wir doch mal 'ne tolle Party machen.“

J. schwante nichts Gutes, aber der Mann drängte:

„Du wirst sehen, das wird 'ne geile Sache, lauter steile Girls“, sagte er, und J. händigte dem Rocker tatsächlich seinen Zweitschlüssel aus.

Am darauffolgenden Samstagabend aber, als J. von einer langen Tour, die ihn durch einige Bezirke trieb, zu seiner Wohnung kam, standen vor seinem Haustor dutzende Motorräder, und eine Meute ihm unbekannter Menschen drängte sich im Stiegenhaus. An ihnen vorbei und von niemandem beachtet hetzte J. die zwei Stockwerke hinauf: In der Wohnung aber spielten sich bereits unbeschreibliche Szenen ab. Überall, im Vorzimmer, im altehrwürdigen Wintergarten, in den Herrenzimmern und Salons – in der ganzen riesigen Wohnung, die bis zum ersten Weltkrieg eine honorige jüdisch-bürgerliche Gesellschaft bewohnt hatte, und die, einer Kulturleiche gleich, von zwei Weltkriegen leergefegt war (nur seine Mutter und die vor wenigen Jahren verstorbenen Großmutter hatten überlebt) – lümmelten oder lagen halbbekleidet junge Frauen und Männer und sofften diverse Alkoholika. Irrer Lärm quoll aus mitgebrachten Transistoren, schmusende Paare taumelten ineinander verkeilt auf den Perserteppichen, spitze Absätze trieben Löcher in das kostbare Gewebe.

J. versuchte sich einen Weg durch das Gedränge zu bahnen, niemand beachtete ihn, und wenn er laut geschrien hätte, dass das bitte seine Wohnung sei und niemand das Recht hätte, sich hier derart aufzuführen, würde er sich ganz sicher nur lächerlich gemacht haben.

Nein, es war gar nichts zu machen.

J. schnappte sich irgendeine Flasche und zog kräftig am grauenhaft schmeckenden Inländer-Rum – so lange, bis ihm alles egal war. Dann betrat er das Badezimmer. In der geräumigen Badewanne aber lagen über- und nebeneinander Männlein und Weiblein, halbangezogen bis nackt, und

hatten mit und durcheinander Sex, sodass das Wasser nur so spritzte.

J. riss sich, bereits sturzbesoffen, in verzweifelter Übermut die Kleider vom Leib, und schrie:

„Es ist mir wurscht, jetzt endgültig ist mir alles wurscht.“

Dann begann er zu singen, irgendeinen Schlager, den er unlängst in einem Café, nächtens, aus der Musicbox, die dort ständig lief, aufgeschnappt hatte, und sprang in die Badewanne, bereit sich in das lustüberladene Getümmel zu stürzen. Als er aber irgendeinem Mädchen an den Hals oder die Brust oder zwischen die Beine wollte, bekam er einen fürchterlichen Stoß, der ihm die Luft nahm.

„Schleich dich sofort“, sagte einer, dem der vollständig tätowierte Bauch über die Hüften hing, „schleich dich oder du kriegst ein paar über deine dämliche Rübe.“

Halb angezogen und durchnässt kroch J. zurück ins große Herrenzimmer unter das Christusbild, vor dem seine jüdische Großmutter, die nach dem Krieg zum Katholizismus konvertiert war, täglich gekniet und gebetet hatte – in Trauer um ihre von den Nazis umgebrachten Söhne. – J. hatte dieses große Christusbild, das den angenagelten Leichnam unter einem schwarzverhangenen Himmel zeigte, von Kindheit an richtiggehend verabscheut, sich als kleiner Bub vor diesem Elend entsetzlich gefürchtet, jetzt aber versuchte er so etwas wie ein Gebet, es möge doch dieser Alptraum in seiner Wohnung bitte ein Ende nehmen.

Kurz darauf stürzten zwei Polizisten herein. Der Zahnarzt im Stockwerk darunter, durch den irren Lärm, der das ganze Haus durchtoste, panisch geworden, hatte die Polizei gerufen. Daraufhin rannten und torkelten die meisten „Gäste“ sofort an den Uniformierten vorbei zur Eingangstüre, flüchteten das Stiegenhaus hinunter, einige erbrachen sich zum Abschied noch auf der Treppe.

J. aber versteckte sich rasch in der winzigen Abstellkammer, wo im Krieg die unter großen Mühen herbeigeschaff-